

Gummersbader Zeitung

Amtesliches Kreisblatt für den Kreis Gummersbach
Tageblatt für das oberbergische und märkische Land
Verbreitetste Zeitung im oberbergischen und homburgischen Bezirk.
Gegründet 1837
Notationsdruck und Verlag: Friedr. Lugten (W. Albrecht) G. m. b. H. in Gummersbach.

Verbreitungsbezirk: Gummersbach — Bergneuhof (Stadt) — Bergneuhof (Land) — Drauberg — Gimborn — Marienheide — Nimbrecht — Rinderath — Weist — Gedenhagen — Denkingen — Hermsdorf
Waldbrohl — Ruppertsberg — Rorsbach — Rorsbach (Siege) — Engelskirchen — Wipperfurth — Südsiegen — Neu-Südsiegen — Weierhagen — Kierpe — Marienberg — Halver i. B.
Ne 15. **Erziehung der Schreiftung:** **Mittwoch, den 19. Januar** **Anzeigen-Annahme:** Sonntags 11—12 Uhr, **1910.**
sonntags 3—4 Uhr nachm. **1910.**

Öst und West!
—r. Gummersbach, 19. Januar.
Die Einfuhr und Ausfuhr Deutschlands stellt sich für die wichtigsten Getreidearten folgendermaßen: Deutschland führte 1909: Weizen und Roggen für 27,7 Millionen Mark, Gerste 0,4 und Hafer 30,0 Millionen, also im Ganzen für rund 58 Millionen Mark, wovon vorwiegend der Osten beteiligt ist. Die Einfuhr betrug in Deutschland in 1909 Doppelzentner:
1909 Weizen 1.600, Gerste 1.302, Hafer 1.158
1908/1909 11.348, 9.131, 9.472
1907 23.590, 21.127, 12.516

Der Grund dieser Vervierfachung liegt im Wachstum der industriellen Bevölkerung. Es ist daher durchaus richtig, daß die Interessen des vormaligen zum Export gezeigten landwirtschaftlichen Lebens und des Ostens der noch immer starken Getreideexporte abstoßen muß, grundverschieden sind, und es ist durchaus begründet, daß in der Veranlassung in Marienheide ein Landwirt es ausprücht, der westliche Marienheider habe gar kein Interesse daran, daß er Korn und Futtermittel, die er in großen Massen ankaufen muß, möglichst teuer bezahlt. Diefem Interesse des westlichen Kleinbauern kam die nationalliberale Partei entgegen, indem sie beim Kampf um die Futtermittel für eine Ermäßigung von 20% auf 1,55 eintrat, während die führenden Kreise des Bundes der Landwirte einseitig die Interessen des ostelblichen Großgrundbesitzes vertraten, der als Verkäufer möglichst teure Futtermittelpreise haben möchte. Die vom Bund der Landwirte geforderte Erhöhung der Futtermittel auf 1,55, was auf 1,75 auf 1,75, wolle unteren westlichen Bauernstand mit einem jährlichen Mehrausgabe von 24 Millionen Mark belastet. Die Idee ist entsetzlich die Verheerung unendlich gemacht, über den Bauer gestiegen, die Preise auf den Mähdrescher, Mähdrescher und schließlich auf die Arbeiter, die als Konsumenten abzusinken. Der Preis, der zeigt, daß die Preise des Bundes nur die Interessen des Großgrundbesitzes vertreten, lassen sich zu hunderten anführen.

Unser Landwirt braucht eine blühende Industrie und reichlich bezahlte Arbeiterkraft als Absatzmarkt für seine Erzeugnisse. Er braucht einen Markt, wie Industrie und Gewerbe auf die Landwirtschaft als Absatzmarkt für seine Erzeugnisse angewiesen sind. Ein Landwirt nicht ohne den anderen leben. In einem so entwickelten Wirtschaftskörper, wie Deutschland, selbst jeder einzelne Landwirt, wenn ein Blick zu sehr fernschaut, über den anderen steht. Dieser selbständige Wirtschaftler der Interessen wird bei der Geltung des Bundes nicht genügend berücksichtigt, während der Grundbesitzer des ganzen nationalliberalen Wirtschaftsprogramms ist.

* Der Straßburger Konflikt

ist durch den Schriftwechsel zwischen dem Statthalter und dem Bischof seitens nicht aus der Welt geschafft, sondern oberflächlich verdeckt. Regierung und Bischof bleiben bei ihrer Auffassung.

Der Wirt von Veladuz

Roman von Georg Hirschfeld.

(Nachdruck verboten.)
Barbara sah schweigend vor sich hin. Schüchtern hatte Michael Plantes Namen genannt. Die Erinnerung an diesen demütigen Schlichter, mit dem ihre Unklarheit zusammenhing, gab ihr immer eine seltsame Mühsal. Sie schaute die Uhr an auf Schüssels Tritt und blickte auf den Boden.

„Schnappt, Schnappt, Schnappt, Schnappt“, schrie die Portierin in einer kurzen Weise weiter. „Da laufen Sie jeden Sonntag in die Kirche und was werden Sie mitbewegen? Einen regelrechten Krieg, Frau Sternwald. Die Romanen und die Deutschschweizer haben sich zusammen getan und wollen die Italiener hinauswerfen. Zuerst aus den Alpen, dann aus dem Bunde. Da kann's eine regelrechte Schlacht geben. Revolution und Meier haben Sie alle. Der Plantes will die Italiener rein, indem er sich taufst, wenn Sie auf italienisch Getränke bestellen. Deutsch und Romanisch — andere Sprachen sollen in Veladuz nicht mehr gebräuchlich werden. Die Dammstopp! Wo Sie solche Töchter her haben! Vor drei, vier Jahren gab's hier noch keine nationalen Unruhen! Gott, Frau Sternwald!“

„Neine, Schätzchen.“
„Das hat die Bahn gebracht! Das bringt der wilde Geizgier! Darum bin ich davor.“
Wozu die neuen Gott? Herr Sternwald verneinte sich. Er will die Tante auf dem Dach — den Spatz in der Hand verschmäht er. Es läßt sich noch abwarten, ob für drei Gläubigen auch genügend Fremde nach Veladuz kommen! Alles wird teurer! Aber jetzt höre ich auf zu unteren.“
„Da bezahle Ihnen Ihre Christen nicht.“
„Schätzchen, lassen Sie mich da bitte auf Ihrer Stelle sitzen.“
„Ich bin etwas müde.“
„Er machte ihr den besten Platz, heilte ihren Kopf in die Hand und hat dann wieder mit seinem goldenen Ring, das zu seinen Fußgänger. Wenn sie ihm traktierte, an sie kam. Frau Sternwald, ich bin lieber ein Griesgram — wird man am liebsten. Aber wer ein schweres Herz hat, sucht sich auszusprechen. Sie auch — nicht wahr? Sie haben auch kein leichtes Herz.“
„Schon lange nicht mehr.“
„Es geschah hier Zeichen, die einen nachdenklich machen. Man sorgt sich und muß sich sorgen, wenn's ringsum soviel Leid ist.“
„Was für Zeichen, Schätzchen?“
„Neben Sie von Arnold Rosch, dem Holzschneider, und seinen Enkel.“
„Vom Bruder Peter Rosch? Gewiß. Der war ja krankhaft, sagt man, und ist in den Armen seiner Mutter verstorben.“
„So sagt man. Aber ich weiß es anders.“
„Er soll nicht auf natürliche Weise gestorben sein. Wirklich, Frau Sternwald. Man munkelt, daß sein Bruder, der Vater, an einem Ende schuld sei. Kennen Sie den Bruder?“
„Peter? Seit meiner frühesten Kindheit. Er hat ja immer für uns gearbeitet! Zum Beispiel das Schild am alten Wirtshaus nebenan — das ist von ihm. Ach, ich weiß noch, wie es damals aufgehängt wurde — alle Leute haben es bewundert. Nicht viel weniger, als jetzt die Befestigung vom Marienheider.“
„Peter ist ein Mühsal geworden. Er kauft und kauft — ein Weibsbild ist vor ihm sicher. Seine Werkstatt ist alles vergriffen. Arbeit bringt er nicht mehr. Dabei hängt man sein alte Mutter an ihm, sein Weib und drei Kinder. Da hat am liebsten der Arnold hergehen müssen. Auf ihn wurde die ganze Sorge abgewälzt. Er war der stillesse Holzschneider in Veladuz und der begabteste. Haben Sie Arbeit von ihm gesehen?“
„Freilich. Unser großer Krug im Stammhaus ist von ihm. Für mich die schönste Darstellung vom Krug.“
„Wie lange war er daran gearbeitet haben?“
„E, lange, Schätzchen. Ein halbes Jahr lang arbeitete er daran. Gewiß fünf Jahre! — In einem Krug! Das gehört ja zu Rosch's Leben,

wie der Bischof feststellt — sehen, und man hofft beiderseitig, in der Praxis friedlich miteinander auskommen. Es beläßt sich eben einladet die alte Erfahrung, daß über die Randgrenzen zwischen Staat und Kirche eine grundsätzliche Einigung überhaupt ausgeschlossen ist, weil die Hierarchie ihren Einfluß immer so weit ausdehnt, als die Zeitumstände gestatten.

Unter diesen Gesichtspunkten ist dem Straßburger Bischof unbedingt zu glauben, wenn er behauptet, seiner Mitteilung an die katholischen Kreise habe nicht die Absicht eines Uebergriffs in staatliche Belange zu Grunde gelegen. Aus dem staatlichen Einfluß muß jedoch entnommen haben, daß hier zum mindesten eine Skollion der für das kirchliche Nizentum in Marienheide genommene Ergebnis mit dem Einfluß des Staats auf seine Beamten und auf die Wahrung ihrer kirchlichen Rechte verstoßen. Wenn er trotzdem behauptet, die Grenzen der kirchlichen Gewalt nicht überschritten zu haben, so bedeutet das trotz aller an den beiderseitigen guten Willen geknüpfter Friedenswartungen die Möglichkeit einer Ueberwindung des Konfliktsfalls, für den dann die Erklärung des Staatshauses praktische Bedeutung erlangen würde, daß die Regierung ihren Standpunkt gegenüber dem Staat nicht aufgeben wird. Der Streit bleibt — einseitig — in der Schöpfung.

Niemand wird dem Bischof das geringste Unbehagen in den Weg legen, wenn er seine Ansichten über den Staat. Diefem Behauptung fundieren für ihn hält. Aber eine kirchliche kirchliche Einigung, auf die Behauptung der Ausübung ihres Vereindrechts ist schon darum nicht annehmbar, weil man nicht weiß, was eine derartige kirchliche Beistimmung der Beamten ihre Grenze fände. Gerade für Landesfälle, in denen es Nationalitätenfragen gibt, ist ein derartiges Uebergriff kirchlicher Zerschlagung, der schmidischen Kirche in dieser Beziehung bei jedem verführerischen Einflusse ein energisches Handeln zu erwarten. Man hätte meinen sollen, daß das verstanden werden würde, zumal wenn der Staat von einem kirchlichen Vertreter des Staats ausging, der dem Straßburger Bischof so nahe steht, wie Herr v. Bismarck. Der verführerische Ton, in dem die Antwort erfolgte, zeigt, daß es nötig war, die Frage der Grenzen kirchlicher Gewalt in der Weise, wie es geschah, zu stellen.

Es ist dabei nicht zu übersehen, daß es sich um die Behauptung handelt. Nimmt man hinzu, daß die Antwort der Regierung der Regierung ist, in erster Reihe auf der Behauptung, die unter dem geistlichen Schutze die politische Propaganda unterstufen, und ferner, daß in politisch durchgeführten Teilen Westfalens die Entfernung geistlicher Ortschulinspektoren nötig geworden ist, so erkennt man umfassen der Staatshauses Fall als einen Teil des Kampfes um die politische Freiheit, den der Staat im nationalen Interesse aufzunehmen entschlossen scheint. Es genügt nicht, um dem Staat die Zukunft zu sichern, daß die Behauptung der kirchlichen Disziplin unterlassen; wir müssen vor allem der Geltung der Staatsgewalt überlassen sein. In dieser Hinsicht schließt das ultranationalistische Programm, wie in den nachstehenden Zeilen, einen Grundgedanken fall nationaler Selbstwehr.

Privatbeamtenversicherung und Unterführung arbeitsloser Labararbeiter.

(Aus der Reichstagsdebatte vom 17. Januar.)

Am diesem Montag behandelt man Interpellationen. Zunächst zwei sehr bedeutende, zu denen sich Nationalliberale und Zentrum zusammengefunden haben und die das Schicksal der Privatbeamtenversicherung betreffen. Die Frage ist in gutem Gange. Der Reichstag hat sich, als er noch innerer Staatssekretär war, sehr summarisch über die Notwendigkeit dieser Versicherung ausgesprochen und eine feilfähige, das für und wider sorglich abwägende Denkschrift vorlegen lassen. Dann war ihm Herr v. Bismarck, der damals diesen Vorschlag, jedoch mit den Sympathien der Nationalliberalen wie mit der Denkschrift und man glaubt, daß nun das Stadium der Erhebungen und Ermächtigungen abgeschlossen wäre; daß man endlich zur Tat übergehen könnte. Da fiel im Herbst ein Neiß auf das lange Koffen. Zwar nur ein schlichter, flüchtiger Neiß, in der Welt einer offiziellen Neiß; aber er reichte aus, in den Kreisen der Privatbeamten neue Veranlassung zu schaffen. Auf diese Vorgeschichte der Interpellationen die sie erklärt, wenn nicht dringlich machte, wies in ihren Begründungen Herr Cillert vom Zentrum und der nationalliberale Sprecher Dr. Stresemann hin. Hierauf Herr Dr. Stresemann, der mit viel Temperament und harter innerer Bewegung sprach, führte aus, wie die Privatbeamten in ihrer übermäßigen Mehrheit an dem Erfordernis einer staatlichen Versicherung teilhaben und wie viele für die selben Feinden und mitteilen werden, die mit der Nationalliberalen Mehrheit einverstanden sind. Die Nationalliberalen, die sie erklärt, wenn nicht dringlich machte, wies in ihren Begründungen Herr Cillert vom Zentrum und der nationalliberale Sprecher Dr. Stresemann hin. Hierauf Herr Dr. Stresemann, der mit viel Temperament und harter innerer Bewegung sprach, führte aus, wie die Privatbeamten in ihrer übermäßigen Mehrheit an dem Erfordernis einer staatlichen Versicherung teilhaben und wie viele für die selben Feinden und mitteilen werden, die mit der Nationalliberalen Mehrheit einverstanden sind.

Die Nationalliberalen, die sie erklärt, wenn nicht dringlich machte, wies in ihren Begründungen Herr Cillert vom Zentrum und der nationalliberale Sprecher Dr. Stresemann hin. Hierauf Herr Dr. Stresemann, der mit viel Temperament und harter innerer Bewegung sprach, führte aus, wie die Privatbeamten in ihrer übermäßigen Mehrheit an dem Erfordernis einer staatlichen Versicherung teilhaben und wie viele für die selben Feinden und mitteilen werden, die mit der Nationalliberalen Mehrheit einverstanden sind.

Die Nationalliberalen, die sie erklärt, wenn nicht dringlich machte, wies in ihren Begründungen Herr Cillert vom Zentrum und der nationalliberale Sprecher Dr. Stresemann hin. Hierauf Herr Dr. Stresemann, der mit viel Temperament und harter innerer Bewegung sprach, führte aus, wie die Privatbeamten in ihrer übermäßigen Mehrheit an dem Erfordernis einer staatlichen Versicherung teilhaben und wie viele für die selben Feinden und mitteilen werden, die mit der Nationalliberalen Mehrheit einverstanden sind.

den Christen anschauen zu lassen. Sein eigenes Werk.

Er hat darum so dringlich und dringend, wie ein hungriger Bettler um eine Suppe. Wir verstanden ihn nicht, und wunderten uns, stehen ihn aber eine volle Stunde mit dem Kunstwerk allein. Als er endlich fort ging, sah er meinen Vater ganz selbst an und sagte: „Man muß von Zeit zu Zeit sein Grab mit —“ Weiter verstand ich nichts. Aber es kann wohl „Namen schmücken“ heißen. Wahrscheinlich. — Ja! O, das verbannte Geth!

Sie schienen ein Werk. Dann erhob sich Barbara langsam und ging zur Tür. Aber an einen Selbstmord glaube ich doch nicht. Schätzchen. „Doch, doch“, flüster der Portier. „Man spricht von Gift. Er soll auch noch eine ganze Reihe Vauernfiguren, die Soldaten ihm b'leibt hatte, mit dem Hammer zertrümmert haben.“ Barbara ging. Als sie durch das Vestibül kam, hörte sie ihren Mann, der mit Jacques untergepflegt umher wanderte, zu seinem Bruder sagen: „Das Vestibül müßte von hiesigen Holzschneidern gefertigt werden! Heimathaus — verleiht du? Das macht einen glänzenden Eindruck auf die Fremden. Wem könnte man den Auftrag geben? Arnold Rosch? Ach nein, der ist tot. Aber die Anderen alle — die werden sich danach richten.“

In zwei Sommern vollzog sich, was die natürliche Folge all der vielen Gedanken war. Sternwald hatte bei Hermanns Vermählung zu weit nachgegeben. Das neue erbaute Hotel nahm, so schön es war, verlor, die böse Parole unter den Fremden, daß es nicht bequem sei, täglich hinauf und hinunter zu müssen, häßte dem prächtigen Hause wie eine Brandmarke an. Viele Zimmer blieben leer, während das Hotel im Tal die alte Ueberfüllung zeigte. Es blieb nichts Andres übrig, den Neubau am Marienheider nach Möglichkeit zu beschleunigen. — Ein Uebergeben auf frühere Verhältnisse gab es jetzt nicht mehr — man war in ein Material komplizierter Verpflichtungen geraten, teilweise mußten jetzt die Konsequenzen gezogen werden. Sternwald, ich bin lieber ein Griesgram — wird man am liebsten. Aber wer ein schweres Herz hat, sucht sich auszusprechen. Sie auch — nicht wahr? Sie haben auch kein leichtes Herz.“

„Schon lange nicht mehr.“
„Es geschah hier Zeichen, die einen nachdenklich machen. Man sorgt sich und muß sich sorgen, wenn's ringsum soviel Leid ist.“
„Was für Zeichen, Schätzchen?“
„Neben Sie von Arnold Rosch, dem Holzschneider, und seinen Enkel.“
„Vom Bruder Peter Rosch? Gewiß. Der war ja krankhaft, sagt man, und ist in den Armen seiner Mutter verstorben.“
„So sagt man. Aber ich weiß es anders.“
„Er soll nicht auf natürliche Weise gestorben sein. Wirklich, Frau Sternwald. Man munkelt, daß sein Bruder, der Vater, an einem Ende schuld sei. Kennen Sie den Bruder?“
„Peter? Seit meiner frühesten Kindheit. Er hat ja immer für uns gearbeitet! Zum Beispiel das Schild am alten Wirtshaus nebenan — das ist von ihm. Ach, ich weiß noch, wie es damals aufgehängt wurde — alle Leute haben es bewundert. Nicht viel weniger, als jetzt die Befestigung vom Marienheider.“
„Peter ist ein Mühsal geworden. Er kauft und kauft — ein Weibsbild ist vor ihm sicher. Seine Werkstatt ist alles vergriffen. Arbeit bringt er nicht mehr. Dabei hängt man sein alte Mutter an ihm, sein Weib und drei Kinder. Da hat am liebsten der Arnold hergehen müssen. Auf ihn wurde die ganze Sorge abgewälzt. Er war der stillesse Holzschneider in Veladuz und der begabteste. Haben Sie Arbeit von ihm gesehen?“
„Freilich. Unser großer Krug im Stammhaus ist von ihm. Für mich die schönste Darstellung vom Krug.“
„Wie lange war er daran gearbeitet haben?“
„E, lange, Schätzchen. Ein halbes Jahr lang arbeitete er daran. Gewiß fünf Jahre! — In einem Krug! Das gehört ja zu Rosch's Leben,

Am Bundesstatistische Staatssekretär Deibred.

Am 13. Uhr.

Einige Angaben ist eine Denkschrift (Beisatz) über die Verhältnisse der Arbeiter in Marienheide.

Auf der Tagesordnung stehen die Anfragen des Zentrums und der Nationalliberalen über die

Veränderung der Privatbeamten.

Sittart (Hr.) begründet die Anfrage seiner Partei. Schon Graf Polodowsky habe die Notwendigkeit dieser Versicherung anerkannt, auch Herr v. Bismarck, der sich dieser Erkenntnis nicht verschloß. Er betonte auch, daß die entgegenstehenden Schwierigkeiten behoben werden müßten und würden, und verwarf auch die Verstaatlichung des Entwurfs. Die zweite Denkschrift stellt ebenfalls die mögliche Verstaatlichung der gegenwärtigen Aktion in Aussicht. Wir haben jetzt einen neuen Reichsanwalt und einen neuen Staatssekretär des Innern; auch die Lage der Parteien im Hause ist eine andere geworden. Welche aber an der Geltung des Bundes zu den Wünschen der Privatbeamten nichts geändert. Wir verlangen heute Klarheit darüber, wie sich die Regierung zu der Frage stellt, da sich die Meinung verbreitet hat, unter dem jetzigen Staatssekretär werde die Sache nicht weiterkommen.

Stresemann (Hr.): Die Frage der Privatbeamtenversicherung ist jetzt so weit gelassen, daß sie gesetzlich in Angriff genommen werden kann. Die Verstaatlichung kann unmöglich darin begründet sein, daß die Privatbeamten die Fiktion nicht wollten, im Gegenteil: ihre Organisations, die die übermäßige Mehrheit der Privatbeamten darstellen, haben sich für sie erklärt. In dieser Frage berühren sich die Interessen der Angestellten mit denen der Arbeitgeber. Die Bestimmungen, die eingebracht werden, sind die gleichen, wie sie derzeit bei der Invalidenversicherung. Sie werden sich aber so grundlos erweisen, wie jene damals. Die Sicherung für das Alter muß den Privatangestellten schon heute ein Ausblick sein für die verminderte Arbeitskraft auf eine künftige Selbstständigkeit. Mander Unternehmer wird allerdings mit bitterem Gefühl dieser neuen Belastung entgegensehen, andererseits aber wird die Kaufkraft, die die Beschäftigten damals gekostet und damit zum Vorteil des Mittelstandes der unvollständigen Arbeitskraft vorgebeugt. Die Regierung würde eine unerträgliche Verantwortung übernehmen, wenn sie diese wichtige Frage unterließ. (Beifall bei den Nationalliberalen.)

Staatssekretär Deibred: Meine beiden Amtsvorgänger haben an dem, daß diese Frage zu einer baldigen Lösung aus wirtschaftlichen und politischen Gründen drängt. Die technischen Schwierigkeiten, die sich der Aufarbeitung des Materials entgegenstellen, sind größer, als die beiden Vorredner zunächst annehmen. Jedenfalls waren sie so groß, daß die ersten nicht darauf fortgeschritten sind, daß ein Gegenstand vorzulegen werden kann, der in den Grundzügen der mehrfach erwähnten Denkschrift entspricht. Dann erwidert, ob nicht im Rahmen der Reichsversicherungsordnung, also in weniger vollendeter Form die Wünsche der Privatbeamten erfüllt werden könnten, aber eine solche Lösung würde niemand befriedigen.

den Christen anschauen zu lassen. Sein eigenes Werk.

Er hat darum so dringlich und dringend, wie ein hungriger Bettler um eine Suppe. Wir verstanden ihn nicht, und wunderten uns, stehen ihn aber eine volle Stunde mit dem Kunstwerk allein. Als er endlich fort ging, sah er meinen Vater ganz selbst an und sagte: „Man muß von Zeit zu Zeit sein Grab mit —“ Weiter verstand ich nichts. Aber es kann wohl „Namen schmücken“ heißen. Wahrscheinlich. — Ja! O, das verbannte Geth!

Sie schienen ein Werk. Dann erhob sich Barbara langsam und ging zur Tür. Aber an einen Selbstmord glaube ich doch nicht. Schätzchen. „Doch, doch“, flüster der Portier. „Man spricht von Gift. Er soll auch noch eine ganze Reihe Vauernfiguren, die Soldaten ihm b'leibt hatte, mit dem Hammer zertrümmert haben.“ Barbara ging. Als sie durch das Vestibül kam, hörte sie ihren Mann, der mit Jacques untergepflegt umher wanderte, zu seinem Bruder sagen: „Das Vestibül müßte von hiesigen Holzschneidern gefertigt werden! Heimathaus — verleiht du? Das macht einen glänzenden Eindruck auf die Fremden. Wem könnte man den Auftrag geben? Arnold Rosch? Ach nein, der ist tot. Aber die Anderen alle — die werden sich danach richten.“

In zwei Sommern vollzog sich, was die natürliche Folge all der vielen Gedanken war. Sternwald hatte bei Hermanns Vermählung zu weit nachgegeben. Das neue erbaute Hotel nahm, so schön es war, verlor, die böse Parole unter den Fremden, daß es nicht bequem sei, täglich hinauf und hinunter zu müssen, häßte dem prächtigen Hause wie eine Brandmarke an. Viele Zimmer blieben leer, während das Hotel im Tal die alte Ueberfüllung zeigte. Es blieb nichts Andres übrig, den Neubau am Marienheider nach Möglichkeit zu beschleunigen. — Ein Uebergeben auf frühere Verhältnisse gab es jetzt nicht mehr — man war in ein Material komplizierter Verpflichtungen geraten, teilweise mußten jetzt die Konsequenzen gezogen werden. Sternwald, ich bin lieber ein Griesgram — wird man am liebsten. Aber wer ein schweres Herz hat, sucht sich auszusprechen. Sie auch — nicht wahr? Sie haben auch kein leichtes Herz.“

„Schon lange nicht mehr.“
„Es geschah hier Zeichen, die einen nachdenklich machen. Man sorgt sich und muß sich sorgen, wenn's ringsum soviel Leid ist.“
„Was für Zeichen, Schätzchen?“
„Neben Sie von Arnold Rosch, dem Holzschneider, und seinen Enkel.“
„Vom Bruder Peter Rosch? Gewiß. Der war ja krankhaft, sagt man, und ist in den Armen seiner Mutter verstorben.“
„So sagt man. Aber ich weiß es anders.“
„Er soll nicht auf natürliche Weise gestorben sein. Wirklich, Frau Sternwald. Man munkelt, daß sein Bruder, der Vater, an einem Ende schuld sei. Kennen Sie den Bruder?“
„Peter? Seit meiner frühesten Kindheit. Er hat ja immer für uns gearbeitet! Zum Beispiel das Schild am alten Wirtshaus nebenan — das ist von ihm. Ach, ich weiß noch, wie es damals aufgehängt wurde — alle Leute haben es bewundert. Nicht viel weniger, als jetzt die Befestigung vom Marienheider.“
„Peter ist ein Mühsal geworden. Er kauft und kauft — ein Weibsbild ist vor ihm sicher. Seine Werkstatt ist alles vergriffen. Arbeit bringt er nicht mehr. Dabei hängt man sein alte Mutter an ihm, sein Weib und drei Kinder. Da hat am liebsten der Arnold hergehen müssen. Auf ihn wurde die ganze Sorge abgewälzt. Er war der stillesse Holzschneider in Veladuz und der begabteste. Haben Sie Arbeit von ihm gesehen?“
„Freilich. Unser großer Krug im Stammhaus ist von ihm. Für mich die schönste Darstellung vom Krug.“
„Wie lange war er daran gearbeitet haben?“
„E, lange, Schätzchen. Ein halbes Jahr lang arbeitete er daran. Gewiß fünf Jahre! — In einem Krug! Das gehört ja zu Rosch's Leben,

